

DIE NEUE BREHM - BÜCHEREI

EINHUFER

von

Dr. Dr. Ingo Krumbiegel

Wentorf b. Hamburg

Mit 27 Aufnahmen



A. ZIEMSEN VERLAG · WITTENBERG LUTHERSTADT · 1958

Inhaltsverzeichnis

Stammeskunde und Körperbau	3
Vorkommen, Ernährung, Sinnes- und Seelenleben	8
Fortpflanzung und Mischlinge	12
Feindliche Gewalten, Gefangenschaft	16
Die Tigerpferde	19
Esel und Halbesel	28
Wildpferde	35
Wie erkenne ich die verschiedenen Einhufer	42
Wichtigste, erwähnte Quellen des Schrifttums	48

HEFT 208

Veröffentlicht unter der Lizenz-Nr. 251 — 510/22/57
Herstellung: III/18/70 — Buchdruckerei Willy Kolbe, Leipzig

Esel und Halbesel

So gut jedermann unseren Hausesel (*Asinus asinus* Linné) zu kennen verneint, so unklar ist man sich meistens darüber, daß er in Europa ein Fremdling ist. Während das Pferd vom vormaligen einheimischen Wildpferd abzuleiten ist, stammt der Hausesel von dem afrikanischen Wildesel ab. Dieser, der Nord- bzw. Nordwestafrika, Eritrea, Nubien und Galla- nebst Somaliland bewohnt oder bewohnte, grenzt an die Verbreitungsgebiete der Tigerpferde an, mit denen er sich geographisch „vertritt“, d. h. die Gebiete überschneiden sich an keiner Stelle.

Der Nubische Wildesel (*Asinus africanus africanus* Fitzinger) ist mit einer Schulterhöhe von nur 120 cm die kleinere Form und von rein graulicher Farbe mit einem schwachen, schwarzen Schulterkreuz. Erheblich größer (140 cm Schulterhöhe) und mit rötlichgrauem Fell nebst Beinringelung statt eines Schulterkreuzes ist der Somaliwildesel (*Asinus africanus somaliensis* Noack). Er ist gelegentlich noch in den zoologischen Gärten zu sehen, während die Tage des Nubischen Wildesels gezählt zu sein scheinen. Die Beduinen verfolgen das stolze Tier unbarmherzig. Einige kleinere Rudel, die sich mehr und mehr in die unwegsamsten Wüsteneien zurückziehen, können den Untergang ebensowenig verhindern wie einige Exemplare in diesem und jenem zoologischen Garten.

Eine selbständige Rasse oder eine Abzweigung vom Somali-Esel soll der Wildesel der Insel Sokotta darstellen, der etwas kleiner ist, ein Merkmal vieler Inseltiere¹⁾. Doch läßt sich bei ihm nicht einwandfrei entscheiden, ob er nicht von verwilderten eingeführten Haustieren abstammt. Dagegen hat der Wildesel einst offenbar ganz Nordafrika bewohnt und hier weitere verschollene Rassen gebildet. Tut-ench-Amun (gest. 1350 v. u. Z.) und Ramesses III. (um 1180 v. u. Z.) jagten Wildesel in Ägypten. Ein Mosaik aus der Gegend von Bone (NW-Afrika) zeigt Mähnschafe, Strauße, Oryxantilopen sowie Wildesel. Letztere haben das Schulterkreuz des Nubischen Wildesels und die Beinringe sowie die rötliche Farbe des Somali-Esels! Danach war, wie auch Hilzheimer (1926) annimmt, der Wildesel des Atlas eine selbständige Rasse. Westlich der Sahara tauchen hin und wieder einige Exemplare von Wildeseln auf. Hier läßt sich allerdings nicht sicher entscheiden, ob es sich nicht um Beimischungen von Blut verwilderter Hausesel handelt.

Vom dem Nubischen Wildesel leitet sich unser Hausesel ab. Die Abstammung von afrikanischen, wärmeliebenden Vorfahren zeigt sich bei ihm darin, daß er bereits in unserem mitteleuropäischen Klima nicht annähernd mehr die Feurigkeit und Stärke der südeuropäischen Esel hat. Je weiter wir nach Norden kommen, um so mehr verkümmert das Tier. Hier dient es nur noch zum Ziehen von Kinderkutschen, von Wägelchen mit Kartoffelschalen, Laub und dergleichen. Die südlichen Esel sind dagegen als Reit- und Zugtiere ge-

¹⁾ Vergl. Krumbiegel, I. (1956): Von Inseln und Inseltieren. — Die Neue Brehm-Bücherei H. 175.

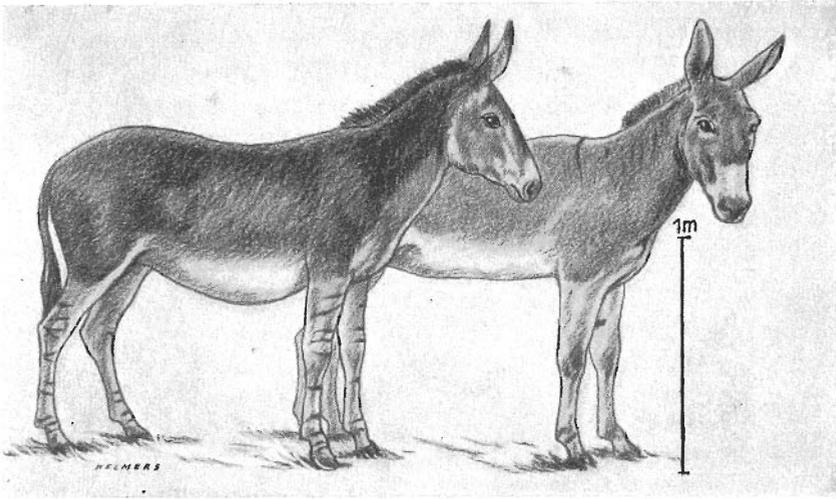


Abb. 12. Afrikanischer Wildesel. Links Somaliesel mit Beinstreifung, größer und grau-rötlich, dahinter Nubischer Wildesel, kleiner mit Schulterstreifen. n. Krumbiegel, Verbreitungsatlas der Säugetiere Afrikas.)

schätzt und lassen nichts von der Minderwertigkeit und Lächerlichkeit erkennen, die man ihnen hierzulande zuschreibt.

Noch heute ist im Orient der Esel das Reittier. Eine ganze Kaste der Eseltreiber gehört zum Charakterbild der orientalischen Großstädte. Mitten im Gewirr der Fahrräder, Autos und Fußgänger bahnt sich nach wie vor das Grautier seinen Weg, während der „Mülleresel“ bei uns ganz der Vergangenheit angehört. Von seinen wüstenbewohnenden Ahnen hat der Esel die Genügsamkeit im Futter geerbt, er ist mit Disteln, Gestrüpp und Schalen zufrieden.

In viele Länder ist der Esel verpflanzt worden. Auf den Balearen und auf Ceylon ist er als Zwergform gezüchtet. Die spanischen und südfranzösischen Riesenesel dagegen nehmen es mit einem feurigen Pferd ohne weiteres auf. Trotzdem sind sie wirtschaftlich weniger von Bedeutung als die Maultiere, die Mischlinge von Esel und Pferd.

Während die afrikanischen, langhohrigen Wildesel grau oder rötlichgrau sind, wird das Bild in Asien vollkommen anders. Die hier vorkommenden eselartigen Tiere sind gänzlich oder wenigstens überwiegend gelblich getönt und haben nicht annähernd die langen Ohren eines echten Esels. Fast immer findet sich ein schwarzer Rückenlängsstrich, nie dagegen kommt das Schulterkreuz vor. Flächenmäßig ist das Verbreitungsgebiet dieser Tiere weit größer als bei den Afrikanern. Es reicht von Syrien, Persien und dem Zweistromland im Westen durch das ganze nördlichgemäßigte Asien bis nach Südsibirien, in die Mongolei, südlich bis nach Kaschmir, in die Hochebenen von Tibet und nach

Nordindien. Eine genaue Grenze kann leider nicht gezogen werden. Das Monumentalwerk von O g n e v „Die Säugetiere der UdSSR“, das genauere Grenzen und den Status der gegenwärtigen Verbreitung, namentlich des Kulans, enthalten dürfte, war in der Übersetzung nicht beschaffbar.

Angesichts der Erscheinung, daß auch diese Einhufer unaufhaltsam zurückgehen, ist das auf sie bezügliche antike Schrifttum besonders wertvoll. X e n o p h o n erwähnt bereits die O n a g e r (gr. „Wildesel“), P l i n i u s und viele andere Autoren kennen das Tier, das auch in der Bibel erwähnt wird, genau. Syrien, Nordarabien, Persien, Mesopotamien, Palästina, Nordindien, Afghanistan sind oder waren die Heimat dieses auffallend kleinen und besonders lichtgefärbten Wildesels. Fast ganz weiß sind die Beine. Dieses lichte Weiß steigt von der Unterseite an den Rumpfseiten an Schulter und Lende so hoch empor, daß es die gelblichbraune Tönung des übrigen Rumpfes völlig unterbricht und bis an den breiten, braunen Rückenstrich reicht. Es ist das fahle Kolorit eines Sandbodentieres, wie wir es bei vielen Wüstenantilopen ebenfalls finden. Namentlich sind Kopf und Hals fast ganz weiß. Bei einer Rasse Südpersiens soll der dunkle Rückenstreifen ganz oder fast ganz schwinden, so daß der Onager auf dem besten Wege ist, ein vollkommen weißes Tier zu werden. Zugleich ist er einer der flüchtigsten Wüstenbewohner, dessen Ausdauer und Wildheit alle Beobachter rühmen.

Obwohl der O n a g e r (*Hemionus onager* Pallas) bereits 1756 in die Wissenschaft eingeführt wurde, löste er 100 Jahre später, als ein Paar nach Paris kam, ziemlich heftige Diskussionen aus. In „Die Natur“ sind die „Wilden Pferde aus Syrien“ abgebildet, und St. H i l a i r e erklärte sie für „eine ganz neue oder bisher unbekannte Thierspezies, die zwischen Pferd und Esel steht“. Sie waren von einem Stallmeister Napoleons, M. de Bourgoïn, nach Paris gebracht worden. Ihre Herkunft aus der Umgebung des Roten Meeres stand absolut fest (vgl. B e t t z i e c h e - B e t a). Im Altertum zählte man den Onager mehrfach (Abb. 15).

Es liegt auf der Hand, daß der Onager — ebenso wie der später behandelte Kulan — in dem großen Verbreitungsgebiet entsprechende geographische Rassen bildete. Während solche bei den Zebras, wie wir sahen, am Zeichnungsmuster bequem festzustellen sind, so daß schon nach Photographien eine Unterscheidung möglich wird, sind die Rassenunterschiede der einfarbigen Onager und Kulane weit verborgener. Sie betreffen die allgemeine Größe, Feinheiten des knöchernen Schädels und geringfügige Farbverschiedenheiten. Es bedarf eines fachmännisch geschulten Auges, um sie zu sehen, sie können nur unter genauer Berücksichtigung der verschiedenen Jahreszeiten, die ebenfalls Farbveränderungen bewirken, festgestellt werden. So sei hier nur erwähnt, daß man einen *Hemionus onager indicus* von Persien und den vorderindischen Wüstengebieten und eine Rasse *Hemionus onager hemippus* von Syrien unterscheidet. Besonders die letztere ist, wie schon der Rassenname *hemippus* (= Halbpferd) andeutet, durch kürzere Ohren pferdeähnlich.

Wie bei den südafrikanischen Zebras, schreitet auch beim Onager die Ausrottung unaufhaltsam vorwärts. Weithin ist das schöne Tier bereits aus-

gestorben. Unter diesen Umständen ist es doppelt verdienstlich, daß nach zufälliger Flugzeugbeobachtung über das Vorkommen von Onagern in Nordpersien durch Hagenbeck 1954/55 noch eine Expedition ausgerüstet wurde. Der Tierfänger Arnulf Johannes brachte über ein Dutzend der wertvollen Tiere nach Hamburg, wo sie nach Eingewöhnung zu einem Rudel in Freigehegen ausgestellt wurden. Es ist die größte und wohl auch letzte Onagerschau der Welt.

Gemeinsam ist diesen Tieren, die man bisher bloß einzeln oder paarweise sehen konnte, ein schwärzlicher Ring am oberen Hufrand, auf den der Tiermaler Wilhelm Eigen er besonders aufmerksam machte. Dagegen variiert — höchst bemerkenswert — bei diesen Tieren, die alle vom gleichen

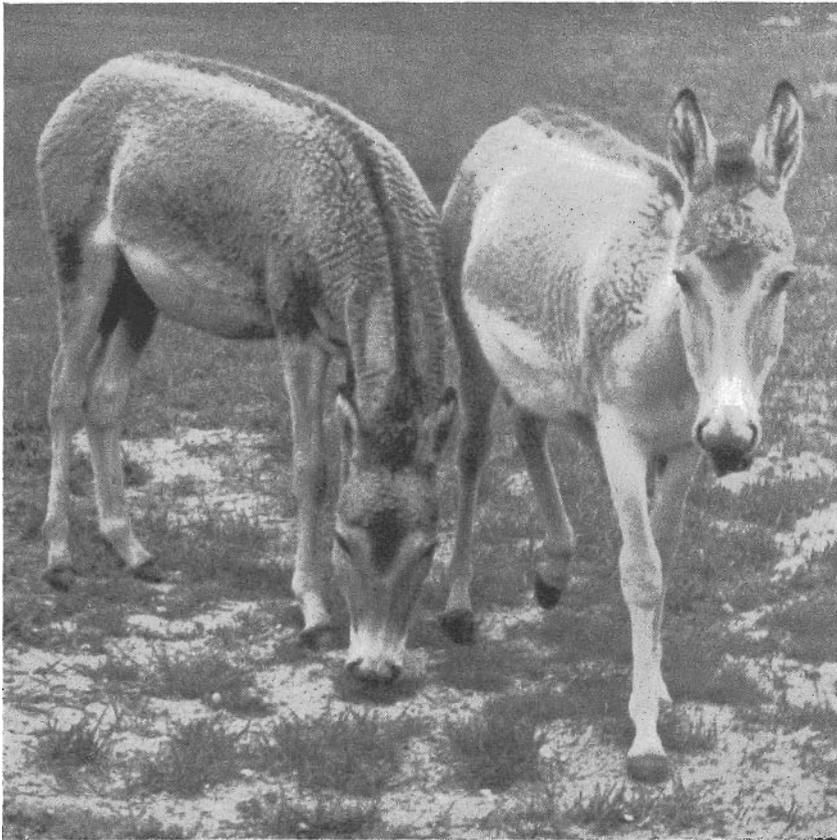


Abb. 13. Persische Onager. Man beachte die verschiedenen Schnauzenbreiten der beiden aus einem Rudel stammenden Exemplare. (Carl Hagenbecks Tierpark, z. Reproduktion überlassen.)

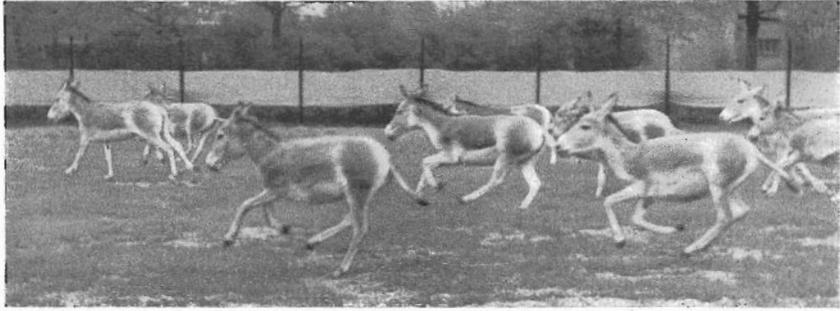


Abb. 14 Onagerrudel in Carl Hagenbecks Tierpark, 1955. (Carl Hagenbecks Tierpark, z. Reproduktion überlassen.)

Fundort stammen, die Breite des Aalstriches ebenso wie die Farbe und sogar die Kopfform. Die als allgemein angenommene plumpe Schnauze findet sich nur bei einem Teil der Exemplare, einige dagegen haben einen so spitzen Kopf wie ein Hauspferd. Es wird noch der Beobachtung der Altersveränderungen an jedem Exemplar bedürfen, ehe man hier klar sieht. Diese Punkte seien besonders betont, um dem Leser zu zeigen, daß auch über derartige größere Tiere keineswegs alle Einzelheiten bekannt sind. Auch die jahreszeitliche Umfärbung und das hohe Hinaufreichen der hellen Bauchzeichnung, welches den Onager vom Kulan unterscheiden sollte, vermag keineswegs beide Arten ohne weiteres zu trennen.

Die Herde bei Hagenbeck stammt aus der nordpersischen Wüste. Die Tiere halten dort Temperaturen bis 50° C und mehr im Schatten aus und trinken das salzige, durch Magnesiumsalze bittere, spärliche Wasser einzelner Wasserstellen. Es kann aber auch angenommen werden, daß die Onager erst infolge der unablässigen Nachstellungen die ödesten Wüstengegenden aufgesucht haben.

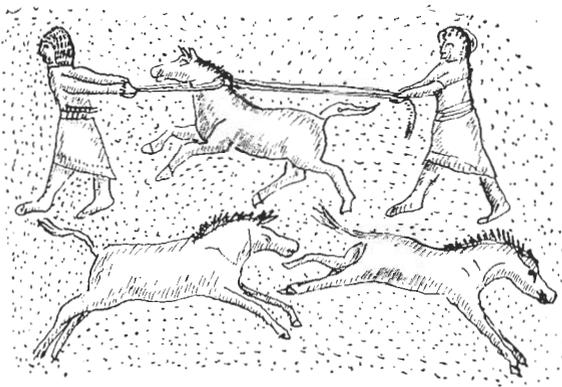


Abb. 15. Assyrische Reliefdarstellung einer „Wildpferdjagd“. Vermutlich Fang von Onagern zur Zähmung.

Größer, mit einer Schulterhöhe von 1,25 m und darüber, ist der Kulan oder Dschiggetai (*Hemionus hemionus* Pallas). Bei ihm reicht das Weiß der Unter- und der Innenseite der Gliedmaßen meist seitlich nicht bis zum Rücken in die Höhe. Rötlichgelb ist außerdem die Grundfarbe. Der Kulan ist die östliche Fortsetzung des mehr wärmeliebenden Onagers. Er bewohnt u. a. Transkaspien, Turkmenien, Turkestan, Nordchina, Mongolei, Süd- und Ostsibirien. Hier rudeln die Kulans gern mit Kropf- und Saigaantilopen.

Der Dschiggetai ist uns besser bekannt als der Onager, weil er weiter verbreitet als dieser und nicht Bewohner unfruchtbarer, wasserarmer Gegenden ist, sondern mehr mit dem Menschen in Berührung tritt. Die von einem alterfahrenen Leithengst, der oft genug von heftigen Zweikämpfen mit Narben bedeckt ist, geführten Rudel haben sich allerdings auch schon mehr und mehr in einsame Gegenden zurückgezogen. Aber die Ausrottungsgefahr, die den Afrikanischen Wildesel und den Onager bedroht, besteht glücklicherweise auf lange Sicht nicht. Erwähnt sei hier, daß die sowjetischen Naturschutzmaßnahmen den Kulan wieder zu erfreulicher Vermehrung gebracht haben, so daß das Tier sogar als Jagd- und Fleischtier Bedeutung erlangt hat.

Auch vom Kulan sind mehrere Rassen unterschieden worden, wie dies auf einem derart weiten Verbreitungsgebiet nicht wundernehmen kann. Doch sind auch diese nur unter genauer Berücksichtigung der jahreszeitlichen Farbunterschiede erkennbar und leichter an entsprechendem Fellmaterial zu sehen als zu schildern. Es sei daher hier nur erwähnt, daß die chinesisch-sowjetische Ostrasse besonders groß und greller gefärbt ist, während die Kulane von

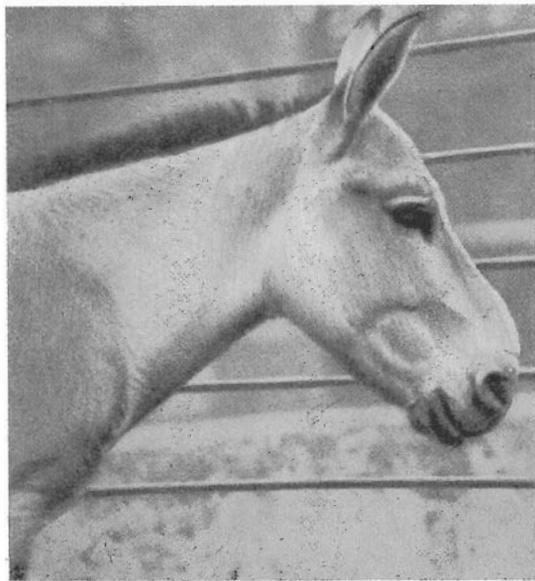


Abb. 16. Kulanhengst im Sommerkleid. Man beachte die Ohrlänge des „Halbesels“ und die hohe Nasen- und Schnauzenpartie. (Zoo Berlin phot.)

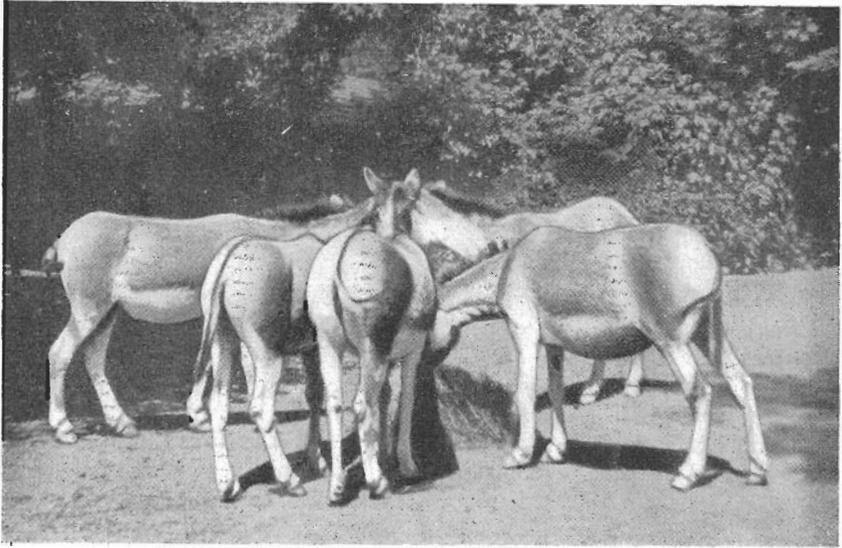


Abb. 17. Kiangrudel im Tierpark Hellabrunn, glattes Sommerfell. Man beachte die Hochbeinigkei und den Rückenstreifen. (Münchener Tierpark Hellabrunn, z. Reproduktion überlassen.)

Nordwestindien kleiner und mehr rötlich sind, der westliche, transkaspische Kulan aber eine graulich, verwaschene Farbe hat.

Von dem blassen Onager und dem etwas weniger blassen und kräftiger rötlichgelben Kulan zieht sich eine Stufenleiter zu der dritten Art der Halbesel, dem tibetischen Kiang (*Hemionus kiang* Moorcroft). Dieser ist brennend rotbraun. Scharf abgesetzt ist die weiße Unterseite. Ganz auffällig schwer und klotzig wirkt der Kopf. Dieses schöne, hochbeinige Tier, das mit 1,30 m Schulterhöhe die größte Art der Gruppe ist, zeigt eine eigenartige Annäherung zu den echten Pferden dadurch, daß die Hufe nicht eselartig schmal, sondern mehr breit und pferdeartig gebaut sind. Im Winter ist der Pelz dicht und wollig. In den Übergangszeiten, in denen einem eisigen Winter schnell die warme Jahreszeit folgt, entledigen sich die Kiangs ihrer überflüssigen Wolle durch Wälzen und Reiben am Boden.

Der Kiang bewohnt Tibet, Yarkand und Kaschmir und kommt nur selten in die Gefangenschaft. Eines der schönsten Rudel besitzt der Tierpark München-Hellabrunn. Es sind hochbeinige, interessante Tiere, die sich auf einem weiträumigen, schotterbelegten Gelände sichtlich wohlfühlen und mit zu den kostbarsten Seltenheiten zählen. Auffällig ist bei ihnen der Farbunterschied zwischen dem grellen, rötlichbraunen Sommerfell und dem mehr grauen Winterpelz (Abb. 17/18).

Auch diese Art lebt von Hartgras und Wüstengestrüpp. Trotzdem hat das Tier zu Beginn des Winters derartig Fett angesetzt, daß Jäger, die es

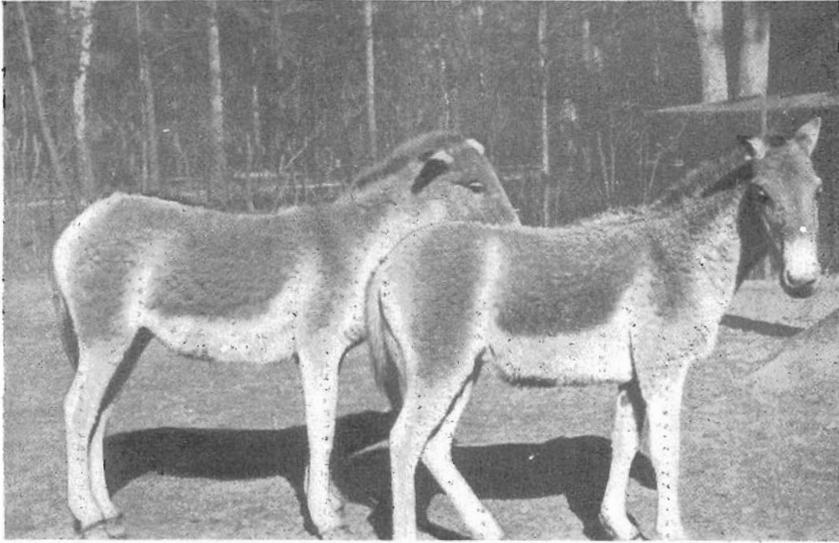


Abb. 18. Kiangs im dicken Winterpelz, der die hochreichende weiße Unterseite trotzdem erkennen läßt.
(Münchener Tierpark Hellabrunn, z. Reproduktion überlassen.)

schlachten und essen, ihre Suppe mehrfach abschöpfen müssen, weil sie sonst zu fett ist. Dieser Fettpanzer schützt die Kiangs natürlich in hohem Grade vor der Kälte. Die Robustheit und Ausdauer der Kiangs läßt sie als geeignetes Haustier erscheinen. Aber Zähmungsversuche sind ausnahmslos gescheitert. Außerdem handelt es sich um Tiere hochgelegener, eisiger Steppen-gebiete, die zu ihrem Wohlbefinden offenbar die dünne Luft benötigen und im Tiefland, wie der Grunzochse, degenerieren. Zug- oder Reittiere, die körperlich geschwächt sind, würden dem Menschen wenig nützen.

Wildpferde

Der Kiang ist bereits außerordentlich pferdeähnlich. Führe ein Gespann dieser für den Kenner wertvollen Tiere in der Großstadt durch die Straßen, würden sie die meisten Passanten nur für grobe und etwas klotzköpfige, schwächliche Hauspferde halten. So vermitteln sie unter den Halbeseln direkt zum echten Wildpferd, der Gattung *Equus*. Unterschiedlich vom Hauspferd und einigermaßen kiangähnlich ist der schwere Kopf; dick und kurz ist der Hals. Breit sind die Hufe; echte „Pferdehufe“, die nichts von dem schmalen, hohen Spann der Esel zeigen. Charakteristisch ist auch die borstige, aufrechtstehende Mähne, ein Merkmal, das dieses Tier von jedem verwilderten Hauspferd unterscheidet. Wenn aber je ein Zweifel über die